

Das weibliche Gesicht von Kirche



Ausstellungsprojekt der Frauenpastoral
im Bistum Hildesheim

Das weibliche Gesicht von Kirche

Die katholische Kirche ist ohne Frauen nicht zu denken. Bis heute spielen sie in vielen Bereichen, z. B. in der Bildung, in der Glaubensweitergabe, in der Seelsorge und im diakonischen Handeln, eine unersetzbare Rolle.

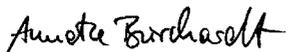
Das zeigt sich auch im Bistum Hildesheim. Für die Ausstellung „Das weibliche Gesicht von Kirche“ haben wir nach Frauen in der Geschichte und in der Gegenwart unserer Diözese Ausschau gehalten, die durch ihr Leben und Wirken für wichtige gesellschaftliche Fragestellungen standen und stehen. Dazu zählen etwa Flucht und Migration oder die Gerechtigkeit in ihren unterschiedlichen Facetten.

Die Frauen, die in der Ausstellung vorgestellt werden, repräsentieren wichtige kirchliche und lebensbezogene Themen. Die Orientierung für das eigene Leben und das Einbringen eigener Charismen gehören ebenso dazu wie der Zugang für Frauen zu kirchlichen Ämtern und Leitungspositionen.

Eine Frau fällt aus dem Rahmen: Lydia. Als erste Christin auf europäischen Boden ist sie uns ein Urbild aller Christinnen, auch im Bistum Hildesheim. Und: Lydia war das Titelbild der Ausstellung „Frauen der Bibel“, die vor einigen Jahren im Bistum unterwegs war.

Den Besucherinnen und Besuchern der Ausstellung wünschen wir: Mögen sie sich in der einen oder anderen ausgestellten Frau wiederfinden; sich durch die Frauen inspiriert und bestärkt fühlen und einfach Freude an den ausgestellten Frauen haben. Denn Frauen geben der Kirche für viele Menschen in der Gesellschaft ein weibliches Gesicht.

Ihre



Annette Burchardt



Ewa Karolczak



Renate Vornholt

Von Junia zu Junias und wieder zu Junia – Frauen und ihr Wirken in der katholischen Kirche

Von Anfang an waren Frauen im Kreis um Jesus dabei, als seine Begleiterinnen und Mitarbeiterinnen in der entstehenden Gemeinschaft:

In der folgenden Zeit zog Jesus durch Stadt und Land, predigte und verkündete das Reich Gottes. Mit ihm unterwegs waren die Zwölf und einige Frauen, die von üblen Geistern und Krankheiten geheilt worden waren: Maria, genannt die aus Magdala, aus ihr waren sieben Dämonen ausgefahren, und Johanna, die Frau des Chuzas, eines Beamten des Herodes, und Susanna, und viele andere Frauen, die ihnen nach ihrem Vermögen dienten. (Lk 8,1-3, nach Bibel in gerechter Sprache)

Männer und Frauen setzten sich gleichermaßen für die Reich Gottes-Botschaft ein und folgten Jesus nach. Dies in einer Zeit und einer Gesellschaft, in der für Frauen keine öffentliche Rolle vorgesehen und ihnen nicht erlaubt war, am Kult teilzunehmen. So war Jesu Umgang mit Frauen voller Achtung und Respekt: auf Augenhöhe, befreiend; schlicht neu.

Frauen waren die ersten Zeuginnen der Auferstehung Jesu, wie alle Evangelien berichten.

So sprach Papst Franziskus 2016 eigentlich eine Selbstverständlichkeit aus, als er Maria Magdalena zur „Apostolin der Apostel“ ernannte; denn sie war es, die den Jüngern die Botschaft der Auferstehung Jesu überbrachte.

Der revolutionäre, gleichberechtigte Umgang Jesu mit Frauen bestimmte auch die ersten Gemeinden:

- Frauen waren Leiterinnen von Hausgemeinden wie Nympha und Lydia, die in der Ausstellung vorgestellt wird:

Grüßt die Brüder in Laodizea, auch Nympha und die Gemeinde in ihrem Haus. (Kol 4,15)

- Frauen übernahmen Verantwortung wie Phöbe:

Ich empfehle euch unsere Schwester Phöbe, die auch Dienerin in der Gemeinde von Kenchreä ist: [...] steht ihr in jeder Sache bei, in der sie euch braucht; denn für viele war sie ein Beistand, auch für mich selbst. (Röm 16, 1f)

- Frauen legten das Wort Gottes aus wie Priscilla:
Priscilla und Aquila hörten ihn (= Apollos), nahmen ihn zu sich und legten ihm den Weg Gottes noch genauer dar. (Apg 18,26)
- Frauen missionierten wie Maria, Tryphäna und Tryphosa:
Grüßt Maria, die für euch viel Mühe auf sich genommen hat. [...] begrüßt Tryphäna und Tryphosa, die sich im Herrn gemüht haben. (Röm 16,6.12)
- Frauen und Männer brachten in den Gemeinden ihre persönlichen Gaben ein:
Es gibt Unterschiede in den Arbeitsfeldern, doch der Auftrag dazu kommt von ein und derselben Ewigen. Es gibt Unterschiede in den Fähigkeiten, doch es ist derselbe Gott, der in allen alles in gleicher Weise bewirkt [...]. Der einen wird durch die Geistkraft die Fähigkeit zum Denken und Reden in Weisheit gegeben, einem anderen durch denselben Geist die Fähigkeit, Offenbarungen weiterzugeben. Der nächsten wird Vertrauen gegeben – von derselben Geistkraft –, einem anderen wiederum die Fähigkeit zu heilen. (1 Kor 12,4-9, nach Bibel in gerechter Sprache)

Leider passten sich die Gemeinden schon gegen Ende des ersten Jahrhunderts n.Chr. dem Rollenverständnis ihrer Umwelt an. In einer viel zitierten Stelle im ersten Korintherbrief des Paulus heißt es: *Wie es in allen Gemeinden der Heiligen üblich ist, sollen die Frauen in der Versammlung schweigen; es ist ihnen nicht gestattet zu reden. Sie sollen sich unterordnen, wie auch das Gesetz es fordert. Wenn sie etwas wissen wollen, dann sollen sie zu Hause ihre Männer fragen; denn es gehört sich nicht für eine Frau, vor der Gemeinde zu reden. (1 Kor 14,33b – 35)* Heute wissen wir, dass diese Stelle nicht von Paulus stammt, sondern später eingefügt wurde.

Die Frauen wurden ihrer Gleichrangigkeit im Gemeindeleben beraubt, wieder in die Rolle der folgsamen Ehefrau und Mutter gedrängt und so unsichtbar gemacht. Ein gutes Beispiel dafür ist die Veränderung der Junia, die Paulus im Römerbrief erwähnt, in einen Junias in den Bibelübersetzungen seit dem 13. Jahrhundert. Erst mit der neuen Einheitsübersetzung von 2016 wurde dies wieder korrigiert: *Grüßt Andronikus und Junia, die zu meinem Volk gehören und mit mir zusammen im Gefängnis waren; sie ragen heraus unter den Aposteln und haben sich schon vor mir zu Christus bekannt. (Röm 16,7)*

Feministische Theologinnen haben seit Mitte des letzten Jahrhunderts die zentrale Rolle von Frauen in der christlichen Tradition wieder ans Licht gebracht:

- Bis in das 13. Jahrhundert hinein gab es geweihte Diakoninnen: Im Auftrag des Bischofs leiteten sie mit den Ältesten die Gemeinden und arbeiteten mit den Frauen.

„Frauen geben der Kirche
für viele Menschen in unserer Gesellschaft
ein weibliches Gesicht.“

- Frauen wie Birgitta von Schweden und Mary Ward gründeten Orden. Caterina von Siena und Teresa von Avila waren einflussreiche und mutige Beraterinnen mächtiger Männer.
- Äbtissinnen übernahmen Aufgaben, die heute nur Klerikern vorbehalten sind: So verkündeten sie das Evangelium, setzten Pfarrer ein und vergaben Pfründe.
- Auch Mystikerinnen wie Hildegard von Bingen, Mechtild von Magdeburg übten in ihrer Zeit (und bis heute) durch ihre autobiographischen Texte über ihre Gottesliebe einen großen Einfluss aus.
- Frauen organisierten sich in Verbänden und Werken wie dem Katholischen Deutschen Frauenbund (KDFB) 1903. Agnes Neuhaus gründete 1899 den Sozialdienst Katholischer Frauen (SKF) und Auguste von Sartorius das Kindermissionswerk 1846. Das letztere ist bis heute Träger der Sternsinger*innenaktion, der weltweit größten Solidaritätsaktion von Kindern für Kinder.

In unserer Ausstellung ist in unterschiedlichen Facetten zu sehen, dass Frauen das Gesicht der Kirche geprägt haben und prägen: Unzählige Frauen vermitteln Bildung, geben den Glauben weiter, handeln diakonisch, stoßen neue Entwicklungen in der Seelsorge an und vieles mehr. Damit machen sie die Kirche zu einem Ort, an dem sich Frauen und Männer zu Hause fühlen und ihre Talente einbringen.

Die Möglichkeiten der Geburtenkontrolle und die Veränderung der Geschlechterrollen in den vergangenen Jahrzehnten brachten den Frauen mehr Freiheiten. Im Hinblick auf Beruf, Partnerschaft, Ehe und Familie, aber auch auf eine religiös-geistliche Praxis führen Frauen heute ein deutlich selbstbestimmteres Leben als noch ihre Großmütter. Zu diesem selbstbewussten, gleichberechtigten und gleichwertigen Leben und Glauben sehen viele Frauen in der katholischen Kirche keine Möglichkeit, weil sie von zentralen Entscheidungsprozessen und -instanzen ausgeschlossen sind.

Unsere Ausstellung will Frauen aus allen Generationen Mut machen, die Kirche nicht aufzugeben, sondern weiter zu prägen und zu verändern. Damit Frauen auch in Zukunft mit Freude Kirche gestalten, ist eine milieu- und geschlechtersensible Pastoral gefordert, die die Vielfalt der Freuden und Hoffnungen, Trauer und Ängste von Frauen wahr- und ernstnimmt. Darüber hinaus müssten sich die Verantwortlichen in der katholischen Kirche auf einen offenen – hoffentlich geistgewirkten – Dialog zur Ämterfrage einlassen; denn „was alle angeht, muss von allen beraten und entschieden werden“. (in Anlehnung an Eva- Maria Faber)

Annette Burchardt



Barbara

Märtyrerin
Hingerichtet 306 n. Chr.

*... ist eine Lichtgestalt
für Christinnen und Christen.*

Mit aller Konsequenz

Woher sie kommt

Barbara lebt den Erzählungen nach in Nikomedien in der heutigen Türkei. Sie wird heidnisch erzogen und wächst zu einer schönen und klugen Frau heran. Ihre zahlreichen Verehrer weist sie ab. Immer wieder besucht sie eine Gruppe von Christen und Christinnen, die zu dieser Zeit in ständiger Angst vor Verfolgung leben. Barbaras Vater, der reiche Diskuros, lässt in der Nähe seines Hauses einen Turm erbauen. Dort will er Barbara einsperren, während er auf Reisen ist.

In einer anderen Version heißt es, dass Barbara sich vor ihrem Vater in einen Felsspalt flüchten kann, der sich wie durch ein Wunder vor ihr öffnet.

Was sie tut

Gegen den Willen ihres Vaters lässt sich Barbara taufen. Als sie ihm davon erzählt, schleppt er sie vor den römischen Statthalter. Auf dem Weg ins Gefängnis verfängt sich ein Zweig in ihrem Kleid, den sie in ihrer Zelle in einen Krug mit Wasser stellt. Barbara wird grausam gefoltert, doch sie bleibt ihrem Glauben treu. Deswegen verurteilt der Statthalter sie zum Tode. Ihr eigener Vater tötet sie mit seinem Schwert. Der Zweig, den Barbara in ihrer Gefängniszelle aufgestellt hat, soll an ihrem Todestag geblüht haben.

Was sie motiviert

Im frühen Christentum spielen Frauen eine wichtige Rolle bei der Verbreitung des neuen Glaubens. Daher werden sie auch häufig Opfer von Verfolgungen. Den Autoren, die uns die Berichte und Legenden der Märtyrerinnen überliefert haben, ist es wichtig zu betonen, dass bei diesen Frauen vom „schwachen Geschlecht“ keine Rede sein kann: Mit aller Konsequenz stehen sie für ihren Glauben ein.

Obwohl es keinen Beweis dafür gibt, dass Barbara wirklich existiert hat, zählt sie zu den beliebtesten Heiligen in Mitteleuropa, um die sich zahlreiche Bräuche ranken. Am 4. Dezember, ihrem Gedenktag, stellen viele Christen und Christinnen Zweige in eine Vase, damit sie zu Weihnachten blühen: Was beim Schneiden wie tot wirkt, zeigt in den Blüten, dass „Leben in Fülle“ möglich ist. Die Blüten zeigen die „Helligkeit“, die durch die Geburt Jesu für jede Person möglich ist.

Die Lebensgeschichte der Heiligen, ihre Darstellungen in Kunst und Kirchen, die Symbole im Brauchtum, können heutigen Frauen ein stärkendes Beispiel für ihren je eigenen Lebensweg sein: Wandlung von etwas, was als tot wahrgenommen wird, zum Leben – ein starkes Zeichen der Hoffnung.

Da Barbara von einem Felsen geschützt wurde, der sich öffnete und sie verbarg, wählten die Bergleute sie zu ihrer Beschützerin. Durch die Fürsprache der heiligen Barbara sollte die gefährliche Arbeit „unter Tage“ nicht zur Todesfalle werden.

Auch im Bistum Hildesheim waren und sind Kirchen in Orten, wo früher Bergbau betrieben wurde, der heiligen Barbara geweiht, zum Beispiel in Barsinghausen am Deister und in Bad Grund im Harz.



Dr. Hildegard Reese

Studiendirektorin und Vorsitzende des Diözesanrates
1916–2006

*... leitet als erste Frau die Vertretung der Laien
im Bistum Hildesheim.*

Eine Vorkämpferin für die Rechte der Laien, insbesondere der Frauen

Woher sie kommt

Hildegard Reese unterrichtet Mathematik, Physik und Geographie an verschiedenen Schulen in Hannover. Neben ihrer Arbeit schreibt sie ihre Dissertation in Geographie und studiert Theologie in Münster. Als erste Frau im Bistum Hildesheim erhält sie die „Missio Canonica“ für das höhere Lehramt, die Erlaubnis, katholischen Religionsunterricht am Gymnasium zu erteilen. Von da an unterrichtet sie nur noch Religion.

Später leitet sie ein Teilreferat im niedersächsischen Kultusministerium, dem für Kultur und Bildung zuständigen Bereich der Landesregierung.

Was sie tut

Als Fachberaterin für katholischen Religionsunterricht berät sie Kollegen und Kolleginnen und organisiert Fortbildungen für Lehrkräfte. Im Kultusministerium arbeitet sie daran, den Religionsunterricht in Niedersachsen inhaltlich und organisatorisch weiterzuentwickeln.

Ehrenamtlich ist sie im Diözesanrat, der Vertretung der Laien im Bistum, und auf Bundesebene im Zentralkomitee der deutschen Katholiken aktiv. Von 1986 bis 1990 leitet sie als erste Frau den Diözesanrat. An der Seite der rein männlichen Bistumsleitung ist sie für viele ein weibliches Gesicht der Kirche.

1968/69 und 1989/90 veranstaltet das Bistum Hildesheim zwei Synoden, um den Kurs für die Zukunft zu bestimmen. Bei beiden ist Hildegard Reese dabei. Die zweite Synode bereitet sie mit vor, ist Mitglied im leitenden Gremium und einzige Moderatorin der Synode. Hinterher veröffentlicht sie mit anderen Autoren und Autorinnen das Buch „Kirche und Gemeinde in Jesus Christus, Geheimnis des Glaubens“. Hier gibt sie Tipps, wie Gemeinden die Beschlüsse der Synode in die Praxis umsetzen können.

Was sie motiviert

Hildegard Reese ist mit Leidenschaft Lehrerin. Sie zeigt Führungskompetenzen zu einer Zeit, als das noch nicht so genannt wird. „Sie war sehr stringent und zielführend“, sagt ihre Nachfolgerin als Vorsitzende des Diözesanrates, Felizitas Teske. Sie erlebt Hildegard Reese als „Teamspielerin“, die das Gesamte im Blick hat: „Äußerlich wirkte sie steif – innerlich war sie sehr flexibel.“

Die Beteiligung des ganzen Gottesvolkes – insbesondere von Frauen – in der Kirche liegt ihr am Herzen. Konsequenterweise achtet sie auf eine frauengerechte Sprache.

Kraft zieht Hildegard Reese aus ihrem Glauben und ganz besonders aus der täglichen Feier der Messe. Sie lebt alleine und ist doch in ein weites Beziehungsnetz eingebunden.



Marie-Thérèse Rehner-Khoury

Beraterin bei der MigrationsERSTberatung des Caritasverbandes Wolfsburg und beim Jobwerk der Stadt Wolfsburg
Geboren 1952

*... ist als Flüchtling nach Deutschland gekommen
und berät heute selbst Geflüchtete.*

„Wenn ich nicht helfen würde, wer sonst?“

Woher sie kommt

Als Flüchtling aus dem libanesischen Bürgerkrieg kommt Marie-Thérèse Rehner-Khoury mit ihren drei Kindern - der Sohn noch keinen Monat alt - und ihrem damaligen Ehemann 1990 nach Wolfsburg. Weil sie sich ehrenamtlich beim libanesischen Roten Kreuz engagiert hat, bestand Lebensgefahr für Marie-Thérèse Rehner-Khoury. Die Familie war bereits zwei gezielten Anschlägen entronnen, als sie sich entschloss zu fliehen. Mehr als drei Jahre dauert das Asylverfahren. Eine Eingabe an das Innenministerium hat schließlich Erfolg: Das Aufenthaltsrecht in Deutschland für die Familie wurde durch das Gericht und das Innenministerium bestätigt.

Nach acht Jahren ehrenamtlicher Arbeit und in einer zeitlich befristeten Stelle in der Flüchtlingshilfe wird die studierte Lehrerin, die Französisch und Arabisch spricht, als Migrationsberaterin beim Caritasverband Wolfsburg angestellt. Seit 2000 ist sie deutsche Staatsbürgerin.

Was sie tut

Anfangs berät Marie-Thérèse Rehner-Khoury vor allem junge Einwanderer und Einwanderinnen der zweiten Generation. Deren Eltern sind als ungelernete Arbeitskräfte aus Italien zu VW gekommen. Doch für die jungen Leute ist es schwieriger, ohne Schulabschluss oder Berufsausbildung in Deutschland Arbeit zu finden. Deswegen sorgt sie für Weiterbildungsmaßnahmen für diese jungen Menschen.

Das Weltgeschehen bestimmt immer wieder neu, woher die Männer und Frauen stammen, die zu ihr in die Beratung kommen: Der Krieg in Syrien treibt viele Männer in die Flucht, die dann in Wolfsburg ihre Unterstützung suchen. Egal woher: Marie-Thérèse Rehner-Khoury vermittelt Sprachkurse und Qualifizierungsmaßnahmen und hilft bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz. Ihre Klienten und Klientinnen begleitet sie mehrere Jahre lang, damit die „Vermittlung in die Gesellschaft“ gelingt.

Was sie motiviert

Obwohl sie eigentlich als Lehrerin arbeiten wollte, sagt sie jetzt: „Ich liebe meine Arbeit!“ Sie fühlt sich gebraucht und erlebt sich als Vermittlerin: Sie versteht die Männer und Frauen, die zu ihr kommen, kennt die Mentalität und kann auf ihre eigenen Erfahrungen mit Flucht und Einwanderung zurückgreifen. Andererseits weiß sie durch ihre langjährige berufliche Tätigkeit, wie Behörden ticken.

Auch in ihrem Urlaub erkundet sie am liebsten die Länder, aus denen die geflüchteten Frauen und Männer kommen: Iran, Philippinen, Rumänien, Tansania... „Wenn ich nicht helfen würde“, fragt sie, „wer sonst?!“ Bei allem Engagement in ihrem Beruf: Ihre drei erwachsenen Kinder sind das Wichtigste im Leben von Marie-Thérèse Rehner-Khoury.



Karla Pachowiak

Leiterin der Katholischen Familienbildungsstätte (FaBi)
Hannover
1920–2012

*... macht aus der Katholischen Mütterschule einen Ort
der Bildung für Frauen, Männer und Kinder.*

„Das Leben soll gelingen!“

Woher sie kommt

Karla Pachowiak stammt aus einem gastfreundlichen frommen Elternhaus in der Hamburger Diaspora. Die katholische Kirche ist in ihrem Leben stets präsent. Neben ihrer Berufstätigkeit bildet sich Karla (eigentlich: Katharina) Pachowiak mit Unterstützung eines Jesuitenpaters als Religionspädagogin fort. Sie findet Arbeit als katechetische Lehrkraft bei einer Kirchengemeinde.

Dort unterrichtet sie katholische Gymnasiastinnen, die an der Schule keinen Religionsunterricht erhalten. Nach dem Zweiten Weltkrieg macht sie in Frankfurt eine Ausbildung zur Jugendleiterin. Später werden die Absolventinnen Sozialpädagoginnen genannt. Im Bistum Limburg arbeitet Karla Pachowiak nach ihrem Abschluss als Frauenreferentin.

Ihren Bruder Heinrich, einen Priester im Bistum Hildesheim, lässt sie stets wissen: „Wenn du mich brauchst, komme ich zu dir.“ Dieses Versprechen löst sie ein, als Heinrich Pachowiak 1958 Weihbischof wird. Sie führt seinen Haushalt und geht mit ihm nach Hannover, wo er Bischofsvikar wird. Auf ihre Initiative hin legt er 1970 den Grundstein zur heutigen Familienbildungsstätte.

Was sie tut

1968 übernimmt Karla Pachowiak als erste hauptamtliche Mitarbeiterin die Leitung der „Katholischen Mütterschule Hannover e.V.“ Das Ziel des zwei Jahre zuvor gegründeten Vereins: Mädchen und Frauen sollen „neben ihrem erlernten Beruf die nötige Vorbereitung auf Ehe und Familie erfahren“. Ihr Leben soll in seiner Buntheit und Vielfalt gelingen. 1972 kann die Arbeit in eigenen Räumen in der Goethestraße beginnen. Gleichzeitig bekommt die Einrichtung einen neuen Namen: „Katholische Familienbildungsstätte Hannover e.V.“ Frauen sind nicht mehr nur Mütter, die für die drei „K“s (Kinder, Kirche, Küche) zuständig sind, sondern haben das Bewusstsein für ihre eigene Rolle und persönliche Entfaltung entwickelt. Die Bildungsstätte richtet sich jetzt mit einem breit gefächerten Angebot an die ganze Familie. Karla Pachowiak organisiert Angebote mit Kinderbetreuung für Alleinerziehende und Familienfreizeiten, für die sie mit der Bistumsmedaille ausgezeichnet wird.

Was sie motiviert

Hilfestellung zu geben für ein Leben aus dem Glauben, ist Karla Pachowiak ein Herzensanliegen. Deswegen organisiert sie neben den lebenspraktischen Kursen der Familienbildungsstätte viele Angebote zur Erweiterung des Glaubenswissens und Vertiefung des Glaubenslebens. Neben ihrem Beruf engagiert sie sich von 1963 bis 1990 als erste Vorsitzende der „Gemeinschaft der Pfarrhaushälterinnen Diözese Hildesheim“.

Karla Pachowiak geht jeden Tag zur Heiligen Messe, aus der sie Kraft und Zuversicht für ihren Alltag mitnimmt. Besonders verehrt sie den heiligen Bruder Klaus (Niklaus von Flüe, 1417-1487), den Friedensheiligen der Schweiz. Die Pachowiaks fahren oft im Urlaub nach Flüeli, wo Bruder Klaus zwanzig Jahre lang als Einsiedler lebte. Sein Gebet wird ihr zum geistlichen Wegweiser:

„Mein Herr und mein Gott, nimm alles mir, was mich hindert zu dir.

Mein Herr und mein Gott, gib alles mir, was mich fördert zu dir.

Mein Herr und mein Gott, nimm mich mir und gib mich ganz zu Eigen dir.“



Edith Stein

(Schwester Theresia Benedicta a Cruce)

Philosophin und Ordensfrau

1891–1942

*... macht wichtige Schritte ihrer wissenschaftlichen Karriere
und findet Zugang zum christlichen Glauben in Göttingen.*

„Ich wusste von den ersten Lebensjahren an, dass es viel wichtiger sei, gut zu sein, als klug.“

Woher sie kommt

Edith Stein ist das elfte Kind einer strenggläubigen jüdischen Holzhändler-Familie. Sie studiert Germanistik, Geschichte, Psychologie und Philosophie in Breslau und Göttingen. Als ihr Lehrer Edmund Husserl als Philosophie-Professor nach Freiburg berufen wird, folgt sie ihm als seine Assistentin. Enttäuscht kündigt sie zwei Jahre später, weil ihr Wissen von Husserl nicht gewürdigt wird. Sie kommt in ihrer wissenschaftlichen Laufbahn nicht weiter.

1921 liest sie in einer Nacht die Autobiographie der Teresa von Avila. Am nächsten Morgen ist sie fest entschlossen, zum Christentum zu konvertieren und wie Teresa Karmelitin zu werden. Doch erst 1933 tritt sie in den Karmel ein. Jahrelang raten ihre priesterlichen Begleiter davon ab. Sie denken, dass Edith Stein der Kirche mehr durch ihre Lehrtätigkeit nützt.

Aus der prominenten Philosophin Edith Stein wird schließlich die bescheidene Ordensfrau Schwester Theresia Benedicta a Cruce. Sie flieht vor der Judenverfolgung der Nazis in die Niederlande. Dort wird sie 1942 festgenommen. Schwester Theresia Benedicta wird nach Auschwitz deportiert und dort vermutlich sofort vergast.

Was sie tut

Edith Stein unterrichtet neben ihrer wissenschaftlichen Arbeit zuerst am Lehrerinnen-Seminar in Speyer. Als Lehrbeauftragte an einem wissenschaftlichen Institut bricht sie mit einer dort herrschenden Regel, indem sie mit den Studentinnen am Tisch isst. Sie setzt sich mit diesen auf „Augenhöhe“. Als Christin fühlt sie sich weiterhin mit dem jüdischen Volk verbunden. 1933 schreibt sie an Papst Pius XI., warnt vor der bevorstehenden Verfolgung der Juden und Jüdinnen und bittet ihn um ein päpstliches Schreiben. Seine schriftliche Antwort enttäuscht Edith Stein sehr, denn er segnet nur sie und ihre Familie.

Über ihre letzten Tage berichtet ein Mitgefangener: „Unter den [...] eingelieferten Gefangenen, fiel Sr. Benedicta auf durch ihre große Ruhe und Gelassenheit. [...] Sr. Benedicta ging unter den Frauen umher, tröstend, helfend, beruhigend wie ein Engel. Viele Mütter, fast dem Wahnsinn nahe, hatten sich schon tagelang nicht um ihre Kinder gekümmert und brüteten in dumpfer Verzweiflung dahin. Sr. Benedicta nahm sich sofort der armen Kinder an, wusch und kämmte sie, sorgte für Nahrung und Pflege.“

Was sie motiviert

Als Jugendliche wendet sich Edith Stein vom Judentum ab und versteht sich als Atheistin. Die Wissenschaft macht sie glücklich. Sie pflegt intensive Freundschaften und engagiert sich für Frauenrechte. Ihre Entscheidung für das Christentum ist spontan und konsequent. Wenige Tage nach ihrer Bekehrung bittet sie einen Priester um die Taufe und verblüfft ihn mit ihrem theologischen Wissen. Vom ersten Tag an betet sie täglich das Stundenbuch. Lange bevor sie in den Karmel aufgenommen wird, legt sie für sich die Gelübde ab und lebt wie eine Ordensfrau. Leitend für sie ist in all den Jahren: „Wir sind auf der Welt, um der Menschheit zu dienen. Das kann man am besten, wenn man das tut, wozu man die geeigneten Anlagen mitbringt.“



Lydia

Purpurchändlerin in Philippi
1. Jahrhundert nach Christus

*... leitet die erste christliche
Gemeinde Europas.*

„Kommt in mein Haus und bleibt da.“

Woher sie kommt

Lydia ist Purpurchändlerin und lebt in der Zeit um 50 n. Chr. in der römischen Kolonie Philippi, der Hauptstadt Mazedoniens (heute Griechenland). Der Name Lydia = „die Lydierin“ deutet auf ihre Herkunft hin: die Stadt Thyatira in Lydien (Kleinasien), deren Textilhandwerk und die Purpurfärberei damals berühmt waren. Purpur-Farbe wird aus Schnecken gewonnen und die Stoffe, die mit dieser Farbe gefärbt wurden, sind sehr kostbar. Es ist nur den Mächtigen erlaubt, ihre Gewänder mit Purpur zu schmücken. Der Handel mit dem Statussymbol Purpur setzt gewisse finanzielle Möglichkeiten voraus: Die teuren Waren müssen eingekauft, transportiert und gelagert werden.

Lydia ist eine Frau mit eigener Werkstatt und Handelsbeziehungen. Wir würden heute sagen: eine wirtschaftlich erfolgreiche Unternehmerin. Sie steht alleine „ihrem Haus“ vor. Das deutet darauf hin, dass sie unverheiratet oder verwitwet ist.

Was sie tut

Eines Tages kommen die Missionare Paulus und Silas nach Philippi und erzählen von dem Glauben an den Messias Jesus. „Gott öffnete ihr das Herz, sodass sie in sich aufnahm, was Paulus sagte“, heißt es in der Apostelgeschichte (Apg 16, 14). Lydia zögert nicht, auf den Anruf Gottes zu reagieren. Sie lässt sich und alle, die in ihrem Hause leben, spontan taufen. Das war eine mutige Entscheidung, wurde doch die gesellschaftliche Ordnung durch das Menschenbild des christlichen Glaubens in Frage gestellt.

Lydia, von nun ab Christin, beherbergt Paulus in ihrem Haus und macht es zum Versammlungsort für die junge christliche Gemeinde. Wir dürfen davon ausgehen, dass sie als Hausherrin auch ganz selbstverständlich den christlichen Gottesdiensten vorgestanden und die kleine Gemeinde geleitet hat, nachdem die Missionare weitergezogen waren. Nach heutigen graphischen Vorstellungen ist Lydia die erste Christin Europas.

Was sie motiviert

Schon bevor Lydia dem Apostel Paulus begegnet, zählt sie zu den „Gottesfürchtigen“, die mit dem Judentum sympathisieren, aber nicht formal übertreten. Die Suche nach Wahrheit, nach Gott und nach einer geistlichen Gemeinschaft bewegt sie. Sie besucht am Sabbat manchmal die jüdische Gebetsstätte und hört den Rabbinern zu. Oft trifft sich Lydia mit den Frauen ihrer Werkstatt und ihres Stadtviertels vor den Toren der Stadt am Fluss. Dort singen sie, beten und feiern.

Lydia können wir heute als Vorbild aller Frauen sehen, die Kirche und Gemeinschaft tragen – der ehrenamtlichen Frauen. Und noch mehr: Mit Lydia, der Geschäftsfrau und Gemeindeführerin von Philippi, hat das christliche Europa eine Gestalt, die ein Vorbild für die Rechte der Frauen in diesem Europa sein könnte – auch für unsere eigene Kirche.



Maria

Mutter von Jesus Christus

*... ist für Christinnen und Christen
eine Schwester im Glauben.*

„Er stürzt die Mächtigen vom Thron.“

Woher sie kommt

Maria ist eine Jüdin aus dem Stamm Levi und wohnt in der Stadt Nazareth in Galiläa. Die Namen der Eltern Marias sind in der Bibel nicht erwähnt. Sie ist mit einem Mann namens Josef verlobt. Bevor beide heiraten, erhält sie von einem Engel die Botschaft: Sie wird von der Geistkraft Gottes schwanger werden und einen Sohn gebären.

Was sie tut

Maria sagt bewusst „Ja“ zu dem Auftrag des Engels. Im Gespräch mit ihrer Verwandten Elisabeth formuliert die Schwangere einen der wichtigsten Texte des Christentums: das Magnificat (Lukas 1, 46-55). Darin beschreibt sie einen Gott, der die Mächtigen und Reichen vom Thron stürzt und an der Seite der Kleinen und Erniedrigten steht. Sie bringt ihren Sohn unter widrigen Umständen zur Welt und zieht ihn groß.

Maria scheint ihren Sohn Jesus nicht immer verstanden zu haben. Einige Zurückweisungen muss sie von ihm einstecken. Als sie mit anderen Verwandten zu Jesus kommt, fragt er: „Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Geschwister?“ Er bewertet die „Wahlverwandtschaft“ der ihm Nachfolgenden höher als die familiäre Zugehörigkeit. (Mk 3, 31-35) Dennoch steht sie bis zu seinem schmachvollen Tod am Kreuz zu ihm. Nach Jesu Auferstehung gehört Maria zum Kern der Urgemeinde in Jerusalem.

Was sie motiviert

„Maria aber bewahrte alle Worte und erwog sie in ihrem Herzen“, heißt es am Ende der Weihnachtsgeschichte (Lk 2,19): Sie macht sich ihre eigenen Gedanken und hat ihre eigene Meinung, die sie auch ausspricht. An Maria wird deutlich, wie eine Frau es schaffen kann, eine eigene Position zu finden und dazu zu stehen.

Für viele Menschen ist Maria eine Fürsprecherin ihrer Anliegen bei Jesus Christus. Die breite Verehrung Mariens zeigt sich unter anderem in der Vielfalt von Mariendarstellungen, Wallfahrten und dem Rosenkranzgebet.

Feministische Theologinnen verstehen Maria als eine Frau, die ihren Lebensweg mit Gott geht: Eine Vorgängerin und Schwester im Glauben für Frauen und Männer.

Im Bistum Hildesheim gibt es, neben dem Dom Mariä Himmelfahrt, zwei Marienwallfahrtsstätten: die Marienkapelle in Holle-Söder und der Wallfahrtsort „Maria in der Wiese“ in Germershausen.



Lucia Martin

Referentin in der Frauenseelsorge und für
die Katholische Frauengemeinschaft Deutschland (kfd)
Geboren 1943

*... begeistert Frauen in einer Aufbruchzeit
der katholischen Kirche.*

Was ist mein Charisma?

Woher sie kommt

Lucia Martin stammt aus Ostpreußen und kommt als Vertriebene ins Bistum Hildesheim. Zunächst macht sie eine Ausbildung zur Erzieherin. Nach einigen Jahren als Leiterin eines Kindergartens studiert sie Sozialpädagogik und Psychologie. Von 1978 bis 1983 leitet sie den Caritasverband in Bremen-Nord. Dann führt der berufliche Weg ihres Mannes das Ehepaar nach Belgien.

Nach ihrer Rückkehr steigt Lucia Martin 1988 als Referentin für Frauenseelsorge und für die Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) beim Bistum Hildesheim und gleichzeitig als Eheberaterin ein. Begleitend zu ihrer Arbeit absolviert sie einen Fernkurs in feministischer Theologie und bildet sich fort in kreativen Methoden, mit der Bibel zu arbeiten: Bibliodrama und Bibliolog.

Was sie tut

Lucia Martin unterstützt die haupt- und ehrenamtlich in der Kirche tätigen Frauen dabei, ihren eigenen Fähigkeiten und Charismen auf die Spur zu kommen, sie neu zu entdecken und zu leben. Die Erkenntnisse der feministischen Theologie nutzt sie, um das Selbstbewusstsein der Frauen im Bistum zu stärken.

Sie begleitet den Aufbau von Frauengruppen vor Ort und fördert die Team- und Leitungskompetenzen von Frauen. Ihre Bildungsangebote legen das Fundament für ein qualifiziertes ehrenamtliches Engagement und machen Kirchengemeinden zu Orten, an denen Frauen sich zu Hause fühlen: mit eigenen Liturgien für Frauen oder mit meditativem Tanz. Mit „Wanderungen mit Bibel und Rucksack“, „Oasentagen im Kloster“ und „Bibliodrama-Wochenenden“ eröffnet sie neue Zugänge zur Bibel. 2006 geht Lucia Martin in den Ruhestand.

Was sie motiviert

„Affidamento“ heißt der Ansatz aus der feministischen Philosophie, der Lucia Martin im Umgang mit anderen Frauen leitet: Eine Frau darf darauf vertrauen, dass eine andere ihr dabei helfen kann, das, wozu sie sich fähig fühlt, auch zu verwirklichen.

Lucia Martin versucht stets, ihr Leben und ihren Glauben miteinander in Einklang zu bringen. Ziel ihrer Arbeit ist es: Frauen in Berührung zu bringen, die Spuren Gottes in ihrem Leben und in der Schöpfung zu entdecken.



Schwester Paula Fiebag,

Vinzentinerin

Leiterin der SOLWODI Fachberatungsstelle in Braunschweig
Geboren 1957

*... berät geflüchtete und von Menschenhandel
betroffene Frauen.*

Wohin bin ich gesandt?

Woher sie kommt

Schwester Paula ist „Praktikerin“, sagt sie. Deswegen macht sie an der Fachschule der Vinzentinerinnen in Duderstadt eine Ausbildung zur Erzieherin. Nach dem Abschluss will sie Vinzentinerin werden. Doch dann wird ihr Vater krank und sie muss ihren Plan verschieben. Sie nimmt sich Zeit, nach einem Orden zu suchen, der zu ihr passt – und kehrt am Ende zu den Barmherzigen Schwestern des Heiligen Vinzenz von Paul zurück. 1982 tritt sie in Hildesheim in den Orden ein, arbeitet als Erzieherin und studiert daneben Soziale Arbeit in Hildesheim.

Auf einem Kongress hört Schwester Paula einen Vortrag von Schwester Dr. Lea Ackermann, der Gründerin der Frauen-Hilfsorganisation SOLWODI (Solidarity with Women in Distress). Gemeinsam mit einer Mitschwester überzeugt sie das Generalkapitel, das „Parlament“ ihres Ordens, Hilfe für Frauen in Not zu einem neuen Tätigkeitsfeld der Vinzentinerinnen zu machen.

Was sie tut

Seit der Eröffnung 1999 leitet Schwester Paula die SOLWODI Beratungsstelle in der Braunschweiger Innenstadt. In den ersten Jahren hilft sie vor allem von Menschenhandel, Zwangsprostitution, Zwangsverheiratung oder -verlobung und Ehrenmord betroffenen oder bedrohten Frauen. In Absprache z. B. mit dem Gesundheitsamt der Stadt Braunschweig bietet SOLWODI Ausstiegshilfen für (Zwangs-)Prostituierte und eine Schutzwohnung für Aussteigerinnen an.

Inzwischen berät Schwester Paula vermehrt auch geflüchtete Frauen. „In den letzten drei Jahren wird immer seltener ein Asylantrag aufgrund frauenspezifischer Fluchtgründe wie sexualisierte Gewalt, Zwangsverheiratung, Vergewaltigung als Kriegsstrategie, Genitalverstümmelung im Erstverfahren anerkannt“, kritisiert sie. Im Widerspruchsverfahren unterstützt sie die Frauen. „Durch die gestiegene Anzahl von Flüchtlingen verschieben sich die Wertungen, bleiben Frauen mit ihren individuellen traumatischen Erfahrungen und extremen Lebensbedrohungen oft genau auf der Strecke“, sagt Schwester Paula.

Was sie motiviert

Dass sie selbst aktiv werden muss, wenn sie in der Kirche etwas bewegen will, merkt Schwester Paula schon als Jugendliche. Mit anderen Mädchen gründet sie eine Gruppe, die „etwas anderes will“: sich Themen erarbeiten, gemeinsam fragen und suchen, Glaubenswege in dieser Welt entdecken. Doch als sie ihre Eigenständigkeit nicht geachtet fühlen, löst sich die Gruppe schnell auf.

In seinem zweiten Brief an die Korinther formuliert Paulus den Aufruf von Jesus Christus: „Folge mir!“ Das hat Schwester Paula überzeugt, Ordensfrau zu werden. Als Vinzentinerin möchte sie die Barmherzigkeit Gottes sichtbar machen. Die Schwestern müssen sich immer wieder neu fragen: Wohin sind wir gesandt? Zu einer Zeit, als es kein staatliches Gesundheitswesen gab, waren das Krankenhäuser und Sozialstationen. Heute sind es eher Initiativen wie SOLWODI.



Josefa (Pepi) Luengo Cano

Langjährige Vorsitzende des Seelsorgerates
(Consejo Pastoral) der Katholischen
Spanischsprachigen Mission Hannover
Geboren 1962

... verbindet zwei Kulturen.

„Vertraue auf deine eigene Stärke!“

Woher sie kommt

Josefa Luengo Cano stammt aus Cáceres in der Region Extremadura in Spanien. Einen Monat vor ihrer Geburt geht ihr Vater als damals so genannter „Gastarbeiter“ nach Deutschland. Nach drei Jahren folgt die Mutter ihrem Mann nach Deutschland. Die Eltern lassen ihre dreijährige Tochter in der Obhut der Großeltern und einer Tante zurück. Mit sieben Jahren kommt Pepi das erste Mal nach Hannover-Linden. In der Grundschule ist sie die einzige Ausländerin. Sie spricht nur ihre Muttersprache, fühlt sich einsam und isoliert. Nach anderthalb Jahren kehrt Pepi wieder in ihre Heimat zurück. Die Eltern und die beiden jüngeren Geschwister bleiben in Hannover.

Als Elfjährige kommt Pepi zurück nach Hannover. Der Wieder-Anfang ist schwierig: Sie muss ihre Eltern neu kennen lernen, die deutsche Sprache erlernen und Vertrauen gewinnen. Zum Glück gibt es an der Schule mittlerweile viele Migrantenkinder, die in einer Sprachlerngruppe gemeinsam unterrichtet werden. Nach dem Schulabschluss beginnt die 15-Jährige eine Berufsausbildung als Damenschneiderin. Eigentlich wollte sie Erzieherin werden. Aber auf Rat der Familie erlernt sie einen Beruf, bei dem es weniger auf gute Sprachkenntnisse ankommt.

Was sie tut

Seit 1999 arbeitet Josefa Luengo Cano an der Hannoverschen Oper als Herrenschneiderin. Auf ihren kreativen Beruf ist sie sehr stolz.

Von 2002 bis 2014 ist sie Vorsitzende des Seelsorgerates der Katholischen Spanischsprachigen Mission Hannover (Consejo Pastoral). In diese Zeit fällt die Gründung des Katholischen Internationalen Zentrums Hannover, eines bundesweit einmaligen Projektes für die Katholiken anderer Muttersprache. In Hannover-Nordstadt kooperieren seitdem die deutsche Pfarrgemeinde St. Maria, die Italienische, Kroatische und Spanischsprachige Mission sowie das Katholisch-Internationale Familienzentrum St. Maria.

Für Josefa Luengo Cano ist es eine erfüllende und dankbare Aufgabe, Kinder auf die Erstkommunion vorzubereiten. Hier kommt sie ihrem ursprünglichen Berufswunsch Erzieherin nahe. „Ich gebe viel und bekomme von den Kindern so viel zurück“, sagt sie. Nach mittlerweile 16 Jahren freut sie sich über „ihre Kinder“, die sie auf ihrem Lebens- und Glaubensweg begleitet hat.

Was sie motiviert

Die Katholische Spanischsprachige Mission Hannover spielt in Josefa Luengo Canos Leben eine wichtige Rolle. Sie ist Heimat für die Seele – ein Ort, wo sie ihre vertraute Sprache, ihre Kultur und ihre Religiosität pflegen kann. Gerade in den ersten Migrationsjahren, ohne Kenntnisse der deutschen Sprache und ohne Anschluss an die hiesige Gesellschaft, findet sie hier ein Zuhause und einen Freundeskreis. Die Rolle von Frauen in der Kirche beschreibt sie mit deutlichen Worten: „Frauen dürfen nichts, machen aber alles!“

Ihre innere Haltung hat weitgehend ihre Großmutter geprägt: auf die eigenen Stärken setzen und „es besser machen als die anderen“. So sagt die Mutter zweier Töchter heute von sich: „Ich bin zufrieden mit dem, was ich mache und wie ich bin.“ Eine wichtige Inspiration findet sie im ersten Korintherbrief des Paulus: „Die Liebe ist geduldig und götig... Sie erträgt alles, glaubt alles, verzeiht alles, hält allem stand.“ (1 Kor 13, 4-7)



Hedwig von Andechs

Herzogin von Schlesien
1174–1243

...wird von den Vertriebenen verehrt.

„Es genügt nicht, einfach fromm zu sein.“

Woher sie kommt

Hedwig wird auf der Burg Andechs am oberbayerischen Ammersee in eine der mächtigsten Fürstenfamilien Europas hineingeboren. Im Benediktinerinnenkloster Kitzingen wird sie erzogen. Mit zwölf Jahren heiratet sie den künftigen Herzog von Schlesien, Heinrich I. Historiker beschreiben Heinrich als sehr zielstrebigem Herzog, der es versteht, Schlesien als bedeutendes Herzogtum zu stabilisieren. Beide haben sieben Kinder, von denen sechs vor ihrer Mutter sterben.

Was sie tut

Das Herzogpaar sendet Botschafter in den dicht bevölkerten Westen, um Siedler für das Land an der Oder zu werben. Hedwig kennt die Not der zweit- und drittgeborenen Söhne der Bauern in den deutschen Fürstentümern. Sie lädt sie ein, in den Weiten Schlesiens Städte und Dörfer zu gründen, um als freie Menschen auf eigenem Grund zu leben. Zu Tausenden folgen Bauern, Handwerker und Kaufleute dem Ruf des schlesischen Herzogpaares. Heinrich I und Hedwig förderten die Vertiefung des christlichen Glaubens und die kulturelle Entwicklung Schlesiens. 1202 gründeten sie die Zisterzienserinnenabtei in Trebnitz, das erste Frauenkonvent in Schlesien.

Dorthin zog sich Hedwig nach dem Tod ihres Mannes ganz auf ein geistliches Leben zurück. Eine Schlüsselrolle spielte in ihrem Leben die Armut der Untertanen.

Wo sie kann, lindert die Herzogin Not. Sie selbst verteilt immer wieder herzogliche Vorräte an Hungernde und kümmerte sich persönlich um arme und verlassene Mitmenschen. Überall sorgte sie für Gerechtigkeit und Bildung. Begabte Töchter und Söhne armer Eltern lässt sie erstklassig ausbilden, Studenten unterstützt sie, wo sie nur kann.

Was sie motiviert

Hedwig war eine Frau, die Gott in Demut diente. Ihr persönliches Leben war von Einfachheit und Enthaltbarkeit geprägt. Sie bevorzugte abgetragene Kleidung und ging meist barfuß. Ihr Beichtvater ermahnte sie Schuhe zu tragen, woraufhin sie die Schuhe in die Hand nahm. Deshalb wird die Heilige Hedwig häufig mit Schuhen in den Händen dargestellt.

Hedwig ist zu größten Opfern bereit. „Erst allmählich sah ich ein, dass es nicht genügte, einfach fromm zu sein und die Gebote zu beachten, „äußerte sie selbst. „Ich musste mich klein und kleiner machen!“

Das Volk verehrt Hedwig auch nach ihrem Tod so sehr, dass der Papst sie bereits 24 Jahre später heiligspricht. Er nennt sie „ein starkes Weib“

Nach dem zweiten Weltkrieg nehmen die vertriebenen katholischen Schlesier und Schlesierinnen die Hedwigsverehrung mit in ihre neuen Pfarrgemeinden. Die heilige Hedwig wurde zur Symbolgestalt für die verlorene Heimat. Heute gilt die heilige Hedwig auch als Patronin der Versöhnung zwischen Deutschen und Polen.

Seit 1960 findet jährlich die Hedwigswallfahrt zum Hildesheimer Dom statt. Ein Hedwigreliquiar wurde in dem Jahr in eine Seitenkapelle gebracht.

Heute gehört es zum Bestand des Dommuseums.



Teresa Schubert

Lehrerin und Mitglied im Diözesanrat
Geboren 1983

*... lebt ihren Glauben unspektakulär und bewusst
in einem säkularen Umfeld und erlebt dabei
unerwartet viele interessierte Nachfragen.*

„Kirche gibt mir den Raum so zu sein, wie ich bin.“

Woher sie kommt

Teresa Schubert wächst in einer katholischen Familie auf. Alle Familienmitglieder engagieren sich in der Pfarrei, weil es dazugehört. Und es war gut so. Durch die „Musikalischen Wochenenden“ auf dem Wohldenberg lernt sie immer mehr engagierte Jugendliche außerhalb ihrer eigenen Gemeinde kennen und beginnt, sich auch auf Dekanats- und Diözesanebene zu engagieren.

Bischof Josef Homeyer (1929–2010) schlägt ihr bei einer zufälligen Begegnung zu ihrer Überraschung vor, Theologie zu studieren. Sie setzt sich mit dieser Perspektive auseinander und entscheidet sich für ein Lehramtsstudium mit Theologie und Deutsch in Hildesheim. 2005 arbeitet sie ein Semester lang im Weltjugendtagsbüro des Bistums und engagiert sich von 2007 bis 2009 u. a. im Vorstand des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) im Bistum Hildesheim. Mehrere Jahre unterstützt sie im „Arbeitskreis für Ministrantenpastoral“ die Ausbildung junger Ministrantenleiter und -leiterinnen.

Was sie tut

Teresa Schubert unterrichtet u. a. Deutsch und Religion an einer Gesamtschule in Hannover. Im Laufe der Jahre hat sie sich bewusst dafür entschieden an einer staatlichen, nicht konfessionell gebundenen, Schule zu arbeiten. Sie will den Glauben an Gott in der konkreten Begegnung mit den Menschen sichtbar machen. Dies geschieht einfach im Tun und führt zu unerwartet vielen interessierten Nachfragen.

Teresa Schubert ist aktiv im Diözesanrat, der Vertretung der Laien im Bistum Hildesheim, sie ist Mitglied im Propsteichor St. Clemens und ehrenamtlich an der Basilika St. Clemens in Hannover tätig.

Was sie motiviert

Als Schülerin besucht Teresa Schubert eine Jugendvesper im Kloster Marienrode. Das Motto der Vesper „Für dich... Jesus“ und die Worte der Predigt dazu, rühren sie in einem ihr bisher nicht bekannten Maße innerlich an. „Selbst Dinge, die man nicht mag und nicht gern tut, bekommen damit einen Sinn“, sagt sie. „Glauben und Leben sind näher zusammengerückt und neu miteinander in Berührung gekommen.“

„Kirche gibt mir den Raum so zu sein, wie ich bin“, sagt sie. „Sie hat mir unglaublich viele Möglichkeiten geboten, mich persönlich und damit auch als Frau zu entwickeln. Gleichzeitig habe ich die Erfahrung gemacht, dass Gott trägt, und diese Grunderfahrung möchte ich gerne weitergeben.“ Natürlich weiß sie um „Schrauben, an denen man drehen kann“, zum Beispiel die der Position der Frau in der Kirche. „Frauen wie Männer machen Kirche lebendig und nur in diesem Zusammenspiel ist die Kirche im Denken Gottes vollständig.“



Dr. Maria Flachsbarth MdB

Präsidentin des Katholischen Deutschen
Frauenbundes e.V. (KDFB) und Politikerin
Geboren 1963

... engagiert sich im KDFB für den Diakonat der Frau.

„Diakoninnen muss es um der Glaubwürdigkeit der Kirche willen geben.“

Woher sie kommt

Maria Flachsbarth stammt aus einem katholischen, engagiert-kritischen Elternhaus, in dem es ein inniges Verhältnis zum Glauben, aber ein differenziertes Verhältnis zur Kirche gab. Sie studiert Tiermedizin an der Tierärztlichen Hochschule Hannover und arbeitet dort nach ihrer Promotion in verschiedenen Positionen.

Schon als Schülerin tritt sie 1975 in die Junge Union ein. Seit 2002 ist sie Mitglied des Deutschen Bundestages für den Wahlkreis Hannover-Land II. Zeitweise war sie auch Beauftragte der CDU Fraktion für Kirchen und Religionsgemeinschaften. 2011 wird sie zur ehrenamtlichen Präsidentin des Katholischen Deutschen Frauenbundes e.V. (KDFB) gewählt. Sie ist Mitglied im Zentralkomitee der deutschen Katholiken.

Was sie tut

Als Präsidentin des KDFB setzt sich Maria Flachsbarth für die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen und Männern in Gesellschaft, Politik und Kirche ein. Dazu gehören z. B. eine bessere Vereinbarkeit von Familie, Beruf, Pflege und Ehrenamt, gleicher Lohn für Frauen und Männer und gerechte Renten.

Eine zentrale kirchliche Forderung: „Die Zeit ist reif, Frauen zu Diakoninnen zu weihen.“ Denn Frauen leisten bereits heute mehrheitlich die diakonischen Dienste in Gemeinden und kirchlichen Einrichtungen. „Die sakramentale Weihe wäre ein sichtbares Zeichen auf dem Weg zu einer partnerschaftlichen Kirche und würde Frauen stärken“, ist Maria Flachsbarth überzeugt. „Dafür beten und engagieren wir uns, besonders am Tag der Diakonin, den der KDFB seit 1998 am 29. April, dem Gedenktag der Hl. Katharina von Siena, bundesweit begeht.“

Was sie motiviert

Maria Flachsbarth hat einen Lieblingssatz in der Bibel: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt.“ (1 Petr 3,15) In ihrem Glauben und in ihrer Kirche fühlt sie sich zu Hause. „Das, was ich glaube und was ich tue – auch politisch – muss zusammenpassen. Diesem Maßstab versuche ich gerecht zu werden. Das ist nicht immer einfach, z. B. bei aktuellen Fragen der Flüchtlingspolitik.“

Im Neuen Testament begegnet Christus Frauen ganz selbstverständlich, sei es der Frau am Brunnen oder den Schwestern Maria und Martha. Maria Magdalena erteilt er sogar den Auftrag, den verzagten Jüngern die Botschaft von der Auferstehung zu bringen. Diese Geschichten zeigen für Maria Flachsbarth ganz deutlich: „Frauen bringen ihre spezifische weibliche Sicht und Spiritualität in kirchliches Leben ein, weil sie von Jesus Christus in die Kirche gerufen wurden.“

Impressum

Herausgeber:
Bischöfliches Generalvikariat Hildesheim
Hauptabteilung Pastoral
Bereich Ehe – Familie – Geschlechtergerechtigkeit
Annette Burchardt

Textbearbeitungen:
Annedore Beelte-Altwig

Gestaltung:
Martin Hunger, Bernward Medien GmbH, Hildesheim

Druck:
xxxxxxxxx



www.bistum-hildesheim.de



Bischöfliches Generalvikariat Hildesheim
Hauptabteilung Pastoral
Bereich Ehe – Familie – Geschlechtergerechtigkeit
Annette Burchardt